



Newsletter vom 21. 5. 2023

Inhalt

Ohne Kleinklassen kommen wir nicht aus der Sackgasse heraus.....	1
Hanspeter Amstutz, 17.5.2023	1
«Ein Drittel kann kurz vor dem Schulabschluss nicht richtig lesen und schreiben»	3
Sonntagszeitung, 6.5.2023, Nadja Pastega	3
Die integrative Schule droht an der Realität zu scheitern.....	6
NZZ, 10.5.2023, Zürich und Region, von Giorgio Scherrer und Nils Pfändler	6
Die Kleinklasse ist die Ausnahme.....	10
Erfolgreicher in der Kleinklasse	11
Tages-Anzeiger, 10.5.2023, Debatte, Leserbrief.....	11
Integrative Schule statt Kleinklassen.....	12
NZZ, 15.5.2023, Meinung & Debatte, Leserbriefe	12
Resilient sein – aber gegen was?.....	12
Journal 21, 13.5.2023, Carl Bossard	12
Schule entfernt sich vom Kernauftrag	14
St. Galler Tagblatt/CH Media, 12.5.2023, Mario Andreotti	14
Veranstaltungshinweis	16
Sind der schulischen Integration Grenzen gesetzt? Eine Standortbestimmung	16
Vortragsreihe Pädiatrie, Schule & Gesellschaft, Mittwoch, 14.Juni 2023	16

Ohne Kleinklassen kommen wir nicht aus der Sackgasse heraus

Hanspeter Amstutz, 17.5.2023

Wie lange kann es sich die Zürcher Bildungsdirektion noch leisten, die in unzähligen Schulen aufflammenden Konflikte mit verhaltensauffälligen Schülern weiter zu negieren? Fast täglich erscheinen in den Medien Meldungen über Schüler, welche den Unterricht massiv stören oder gar ganze Klassen ausser Rand und Band bringen. Lehrerinnen und Lehrer sind am Anschlag, weil sie keine wirkungsvolle Unterstützung im Umgang mit schwierigen Kindern und Jugendlichen erhalten. Nicht selten sind die zugeteilten Heilpädagoginnen ebenfalls überfordert, da sie nur während weniger Stunden in den verschiedenen Klassen arbeiten können. Sie schaffen es nicht, in kontinuierlicher Arbeit die integrierten Schüler zu stabilisieren. Viele Heilpädagoginnen sind ziemlich ernüchtert, weil sie sich eine Schülerbetreuung anders vorgestellt haben. Sie konstatieren, dass das dogmatisch durchgesetzte Integrationsmodell einen Personalaufwand verlangt, den sich keine Schule leisten kann.

Konstruktive Lösungen scheiterten an ideologischen Barrieren

Die Bildungsdirektion jedoch hält eisern an ihrer Integrationspolitik fest und beschönigt die Situation weiter. Schülerinnen und Schüler sollen unter fast allen Umständen in die Regelklassen



integriert werden. Am liebsten werden dazu Beispiele mit Kindern angeführt, die ein geistiges oder körperliches Defizit aufweisen. Solche Kinder in Regelklassen zu integrieren ist unter Umständen oft einfacher als schwer Verhaltensauffällige an einen geregelten Schulbetrieb zu gewöhnen. In den Bildungsstäben jedoch weicht man der unangenehmen Frage aus, ob eine separative Schulung extremer Störenfriede in einer Kleinklasse nicht effizienter wäre.

Schon vor Jahren wurde eine einfachere Finanzierung von kleinen Förderklassen im Bildungsrat diskutiert, doch die Sache scheiterte an ideologischen Barrieren in der Regierung und im Parlament. Es dominierte die Vorstellung einer negativen Etikettierung von Schülern, wenn sie auch nur vorübergehend einer Kleinklasse zugeteilt würden. Neuere Untersuchungen haben inzwischen jedoch ergeben, dass die meisten Schülerinnen und Schüler aus gut geführten Kleinklassen ihren Weg machten und ihre Schulzeit im Rückblick positiv beurteilten. Zudem sehen moderne Konzepte mit Kleinklassen vor, dass für Verhaltensauffällige eine optimale Betreuung durch eine Doppelbesetzung (Klassenlehrperson plus Heilpädagogin) gewährleistet ist.

Der Kantonsrat muss jetzt das Heft in die Hand nehmen

In der aktuellen Diskussion um die integrierten Schüler wird der Fokus wieder verstärkt auf die Gesamtsituation einer Klasse gerichtet. Eltern protestieren zu Recht, dass lernwillige Kinder zu kurz kommen, wenn die Lehrerin sich dauernd um einige Verhaltensauffällige kümmern muss. Der Bericht in der Sonntagszeitung aus einer zerrütteten Klasse und verschiedene Beiträge zum Thema schulische Integration zeigen eindrücklich, welche Auswirkungen eine gescheiterte Integration für die grosse Mehrheit der Lernwilligen hat. Es reicht längst nicht mehr, wenn sich Lehrerverbände und Bildungsdirektion nun an einen Tisch setzen, um über Lösungen zu beraten. Was es jetzt braucht, sind Vorstösse im Kantonsrat, welche eine praktikable Finanzierung von modernen Kleinklassen ermöglichen und eine unbürokratische Auslegung des Sonderpädagogischen Konzepts fordern. Gemeinden sollen endlich die Möglichkeit erhalten, durch faire Rahmenbedingungen zwischen separativen Fördermodellen und integrativen Lösungen frei wählen zu können.

In der ganzen Diskussion rund um die Kleinklassen irritiert es sehr, dass die Bildungsdirektion gerne darauf hinweist, dass es noch ein paar Kleinklassen im Kanton gibt. Schaut man genauer hin, kommt heraus, dass nur noch sechs Zürcher Gemeinden ein Schulmodell mit separativem Ansatz kennen. Diese Schulen dienen dem Kanton als Feigenblatt für ein System, das man eigentlich ganz abschaffen möchte. Ehrliche Politik sieht anders aus.

Rückbesinnung auf eine durch Beziehung geprägte Pädagogik

Politik ist Kampf, bei dem es um Interessen und Werte geht. Als Lehrpersonen ringen wir um eine gute Schule und machen uns Gedanken, welchen Stellenwert eine umfassende Bildung in der Gesellschaft hat. Wir sind daher dankbar, wenn uns erfahrene Pädagogen mit erhellenden Beiträgen den Rücken stärken. Mit Carl Bossards Essay über die Resilienz als seelische Widerstandskraft und Mario Andreottis unbequemer Frage nach den eigentlichen Gründen des Lehrermangels können wir Ihnen zwei Beiträge präsentieren, welche die nachhaltige Wirkung engagierter pädagogischer Arbeit hervorheben.

Carl Bossard wehrt sich gegen eine billige Anwendung des Begriffs Resilienz. Verstanden im besten Sinn, ist diese wertvolle Eigenschaft mehr als ein rasches Aufstehen nach Misserfolgen im Alltag. Es ist die seelische Widerstandskraft, welche Menschen in harten Schicksalsschlägen erworben haben und die ihnen hilft, mit Zuversicht weiterzugehen. Interessant ist die Frage, weshalb viele Menschen an Rückschlägen zerbrechen, während andere daran wachsen. Offensichtlich spielt es eine zentrale Rolle, ob Kinder in ihrer Kindheit intensiven Kontakt zu empathischen Personen erfahren haben. Eltern, aber ebenso berufene Lehrerinnen und Lehrer, tragen Entscheidendes zur sozialen, emotionalen und kognitiven Entwicklung der Heranwachsenden bei. Natürlich ist diese Erkenntnis nicht neu. Aber in einer Zeit, wo manche glauben, digitale Geräte bis hin zur künstlichen Intelligenz könnten Fundamentales in der Pädagogik leisten, ist diese pädagogische Rückbesinnung ermutigend.



Der Lehrerberuf baut auf grundlegende Freiheiten

Mario Andreotti zerzaust in seinem streitbaren Text die oberflächlichen Begründungen des Lehrermangels. Die Ausreden der Bildungspolitiker zum Lehrermangel lässt er nicht gelten. Selbstverständlich haben die zunehmenden Schülerzahlen, die vielen teilzeitlichen Anstellungen und eine hohe Anzahl an Pensionierungen zum Lehrermangel beigetragen. Aber der Autor sieht die Hauptursache der Krise im veränderten Lehrerbild, das für viele an Attraktivität eingebüsst hat. Die meisten Lehrerinnen und Lehrer fassen ihre pädagogische Aufgabe als eine Herausforderung auf, die nur mit voller Methoden- und Gestaltungsfreiheit erfolgreich bewältigt werden kann. Lehrkräfte benötigen diesen Spielraum, um im pädagogischen Feld einer Schulklasse ohne kleinkarierte Vorgaben die besten Entscheidungen treffen zu können. Sie wollen keine Ausführenden von überladenen Kompetenzprogrammen sein und sie möchten ihre Zeit nicht in bürokratischen Abläufen vergeuden. Mario Andreotti fordert eine Bildungspolitik, welche verantwortungsbewusste Lehrerpersönlichkeiten nicht als unbequeme Menschen, sondern als Kulturträger unserer Gesellschaft sieht. Seine messerscharfe Analyse enthält die unüberhörbare Botschaft, dass die aktuellen Bildungskonzepte mit ihrem verfehlten Steuerungswahn und den praxisfernen didaktischen Vorstellungen grundlegend verändert werden müssen.

Unser Newsletter ist diesmal fast eine Art Streitschrift. Aber es schadet nichts, wenn die Bildungspolitik endlich zur Kenntnis nimmt, dass eine deutliche Kurskorrektur erfolgen muss.

Für die Redaktion

Hanspeter Amstutz

«Ein Drittel kann kurz vor dem Schulabschluss nicht richtig lesen und schreiben»

Sonntagszeitung, 6.5.2023, Nadja Pastega

Lehrer über verhaltensauffällige Kinder

Frech, respektlos, lernresistent: Ein Lehrer erzählt von seinem Alltag mit Problemschülerinnen und Problemschülern – und warum er von den Eltern keine Unterstützung bekommt.

Es war ein grosses Versprechen, das die Bildungspolitik vor bald zwanzig Jahren unter dem Stichwort «Inklusion» abgab: Alle Kinder, egal, wie verschieden sie sind, sollen einen Platz im normalen Unterricht haben – unabhängig von Lernschwierigkeiten, schulischer Begabung, psychischen Problemen oder Verhaltensstörungen. Auslöser war das Behindertengleichstellungsgesetz, das damals in der Schweiz in Kraft trat. Was gut gemeint ist, bringt das Schulsystem an seine Grenzen. Es gibt Klassen, in denen eine Handvoll Störenfriede im Schulzimmer sitzen, die für ständige Unruhe sorgen. Lernen ist so fast nicht mehr möglich. Hier schildert ein Oberstufenlehrer den Kampf im Klassenzimmer:

«Eigentlich bin ich Mathematik-, Naturkunde- und Physiklehrer. Der Lehrkräftemangel macht es aber nötig, dass ich während meines Einsatzes an dieser Schule als Troubleshooter abwechselungsweise auch Französisch, Englisch, Deutsch und Geschichte unterrichten muss. Das ist nicht weiter tragisch. Erstens besitze ich ein Generalpatent, das heisst, ich bin befugt, alle Fächer zu unterrichten. Und zweitens ist es von Vorteil, dass diese schwierige Klasse nicht zu viele Lehrkräfte hat.

Zunächst ein kleines Soziogramm: Von den 24 Schülerinnen und Schülern dieser 9. Klasse, die ich vor zwei Jahren übernommen habe, sind 13 Knaben und 11 Mädchen. Sage und schreibe 8 Schülerinnen und Schüler dieser Klasse können wenige Wochen vor dem Schulabschluss kaum richtig lesen und schreiben. Das ist ein Drittel. Rund 20 von ihnen sprechen zu Hause nicht Deutsch, obwohl 18 der 24 Schülerinnen und Schüler in der Schweiz geboren und aufgewachsen sind. Knapp



ein Drittel der Eltern benötigt trotz langjährigem Aufenthalt in der Schweiz bei Elterngesprächen einen Dolmetscher.

«Frechheiten, Pöbeleien und Beleidigungen haben massiv zugenommen.»

Ich unterrichte eine sogenannte integrierte Klasse. In der Stammklasse sind alle Schulkategorien versammelt: Wir haben 11 Sekundarschülerinnen und -schüler, 7 Realschüler (allesamt Knaben) und 6 Schülerinnen, die einen Realstatus haben, aber kaum auf Realniveau unterrichtet werden können. Sie sind überfordert.

Gravierend sind die ständigen Disziplinlosigkeiten. In meiner Klasse konnte ich sie dank langjähriger Unterrichtserfahrung unter Kontrolle behalten, aber sie geben zu tun. In den anderen Klassen haben die Frechheiten, Pöbeleien und Beleidigungen gegenüber dem Lehrkörper massiv zugenommen. «Bitch», «Fick dini Fotze» und die ostentative Weigerung, Anweisungen von Lehrkräften zu befolgen, kommen jede Woche vor. Die Hälfte der Knaben-WCs an unserer Schule musste wegen Vandalismus geschlossen werden.

Ausserschulische Anlässe sind zwar gern gesehen, werden aber immer wieder durch lustloses, undiszipliniertes Auftreten gestört. Ein Beispiel: Bei einer Velotour kam es zu drei Unfällen, und in der Badi gingen von 20 Schülerinnen und Schülern nur 6 ins Wasser.

Viele Lehrpersonen sind am Ende

Viele Lehrpersonen sind am Ende ihrer Kräfte und versuchen dennoch, den Karren zu ziehen. Die Schulleitung spricht Schulverweise aus – bis zu eine Woche liegt in ihrer Kompetenz. Das bedeutet aber einen enormen administrativen und zeitlichen Aufwand. Verzweifelte Eltern, die mit ihrem Nachwuchs selbst nicht mehr zurande kommen, verteidigen ihre Kinder, verbünden sich mit ihnen gegen die Lehrkraft in der Hoffnung, damit etwas Goodwill in den eigenen vier Wänden «einzukaufen», nach dem Motto: «Schau, wie ich mich für dich einsetze, und jetzt sei du doch etwas lieber mit mir.»

Viele Familien, deren Kinder in der Schule Schwierigkeiten verursachen, befinden sich in einem sozialen Sondersetting, haben zum Beispiel eine Familienbegleiterin. Nach einem Schulausschluss lief ein Achtklässler zu seiner Familienbegleiterin und erzählte ihr seine Version der Dinge. Die junge Sozialarbeiterin nahm den Hörer und telefonierte mit der Schulleiterin, nicht etwa, um den genauen Sachverhalt zu eruieren, sondern um der Schulleiterin empört mitzuteilen: «Man hat K. angeschrien.»

«Absenzen von bis zu 60 Lektionen pro Jahr sind keine Ausnahme.»

Bis vor kurzem legten etwa 5 Prozent der Schülerinnen und Schüler die hier geschilderten Verhaltensweisen an den Tag und zeigten sich in irgendeiner Weise lernresistent. Mit 95 Prozent der jungen Menschen konnte man jeweils arbeiten. Inzwischen ist dieser Anteil an den Schulen in meiner Gemeinde teilweise auf bis zu 20 Prozent gestiegen. Das bedeutet zwar immer noch, dass 80 bis 85 Prozent der Schülerinnen und Schüler gut arbeiten und sich anständig benehmen. Aber 15 bis 20 Prozent kommen einer Verdreifachung der problematischen Fälle gleich. Das heisst dreimal so viele Elterngespräche, dreimal so viele Anmeldungen bei den dafür vorgesehenen Institutionen, eine Verdreifachung der Wartezeiten.

Ein Problem ist auch der grosse Absentismus, also wie oft diese Schülerinnen und Schüler nicht in die Schule kommen. Absenzen von bis zu 60 Lektionen und mehr pro Jahr sind keine Ausnahme. Als Lehrkraft habe ich alle Hände voll zu tun, die Disziplin aufrechtzuerhalten. Das erreiche ich durch eine strikte, wenn nötig knallharte Linie, ständigen Kontakt mit den Eltern, Entfernung von Schülerinnen und Schülern aus dem Unterricht bei Störungen und Verfrachtung in Sondersettings.



Ich habe schon sehr viele Neuntklässler in das Berufsleben entlassen und stelle fest: Das Lernverhalten in meiner jetzigen Klasse ist bei einem Drittel der Schülerinnen und Schüler immer noch völlig unterentwickelt, das Können liegt weit unter einem Niveau, das ich als normal taxieren kann. Gerade im Fach Mathematik beherrscht die Realgruppe grundlegende Kompetenzen beim Bruchrechnen, bei den proportionalen Zuordnungen oder gar in der Algebra nicht. Einfache Volumen- und Quaderberechnungen gehen. Ist allerdings das Volumen gegeben und die Höhe gefragt, ist das Ende der Fahnenstange erreicht. Berechnungen mit der Dichte? Keine Chance! Geschwindigkeitsberechnungen? Nie durchgenommen.

«Die Erosion der Unterrichtsqualität ist nicht mehr zu kaschieren.»

Es ist in meiner Stammklasse unmöglich, einigermaßen komplexe geschichtliche Zusammenhänge zu diskutieren. Für ein Drittel braucht es immer Spezialaufgaben, die aber kaum selbstständig, also ohne Aufsicht, gelöst werden. Dozieren geht, konkrete Fragen, die einfache Antworten verlangen, gehen. Einzel- und Gruppenarbeiten funktionieren bei der Hälfte dieser Schülerinnen und Schüler hingegen kaum.

Der Unterricht macht daher auch mir selbst sowie den Schülerinnen und Schülern wenig Spass. Ich musste die Sitzordnung dahingehend ändern, dass ich bei den Pulten keine Vierergruppen mehr zulasse. Ich setze auf Hufeisen und Einzelpulte, das stärkt den lehrerzentrierten Unterricht. Oberstes Prinzip: kein Chaos. Die Schülerinnen und Schüler müssen lernen können.

Am Freitag ist in den 9. Klassen jeweils Projekttag. Die Schülerinnen und Schüler arbeiten in dieser Zeit an eigenen, selbst gewählten Projekten. Wir mussten bereits ein Viertel der Schülerschaft vom Projekt ausschliessen und anderweitig beschäftigen. Grund: Sie können es einfach nicht!

Die Eltern kommen ohnehin nicht

Die traditionelle Ausstellung der Arbeiten mit Präsentationen lassen wir ausfallen. Erstens ist die Qualität zu schlecht, und zweitens kommt die Mehrheit der Eltern ohnehin nicht an solche Schulanlässe.

Die Erosion der Unterrichtsqualität ist nach Corona und wegen der ungebremsten Einwanderung sowie der vielen Problemfälle und des gravierenden Lehrkräftemangels nicht mehr zu kaschieren. So wird das nichts mit dem jungen Nachwuchs, der den so dringend benötigten Fachkräftemangel beheben soll.

Mit riesigem Einsatz gelang es meinem Team und mir, dass wenige Wochen vor dem Schulabschluss im Juli 18 der 24 Schülerinnen und Schüler einen Lehrvertrag in der Tasche haben. Ein Dank gilt hier den vielen Betrieben, die es trotz ungenügender Voraussetzungen versuchen wollen. Drei Mädchen besuchen eine weiterführende Schule. Bei drei Jugendlichen konnte bislang keine Lösung für eine Integration in den Arbeitsmarkt gefunden werden – sie sind aufgrund ihres Könnens und ihres Verhaltens schlicht nicht vermittelbar.»

Nadja Pastega, studierte Germanistin und Historikerin, arbeitet für den Nachrichten- und Hintergrundbund «Fokus» der SonntagsZeitung.



Die integrative Schule droht an der Realität zu scheitern

NZZ, 10.5.2023, Zürich und Region, von Giorgio Scherrer und Nils Pfändler

Anouk ist 15 und hat Trisomie 21. Kinder wie sie werden immer häufiger in regulären Klassen unterrichtet. Doch das System steckt in der Krise.

Bühne frei für Anouk: Mit einem Ruck schiebt die 15-Jährige ihren Stuhl zur Seite, der Küchenboden wird zur Tanzfläche, das Tablet auf dem Esstisch zur Jukebox der heimischen Disco. Die Stimme ihres Idols Gjon's Tears erklingt, Anouk schliesst die Augen, schaukelt hin und her, wirft die Arme in die Luft und schickt Kuschhände in Richtung Bildschirm.

Anouk Åström – fröhlich, aufgeweckt, Trisomie 21 – ist erst vor wenigen Augenblicken von der Schule nach Hause gekommen. Sie trägt noch die Kleider aus dem Sportunterricht, eine Trainerhose und ein knallrotes T-Shirt mit einem Foto ihres Lieblingssängers. Anouk besucht die erste Oberstufe. Doch Kinder wie sie sind für die Volksschule eine Herausforderung.

Das Mädchen ist mal Teenie und mal Kleinkind. Beim Gespräch hält sie die Hand ihrer Mutter und beteuert mehrfach ihre Liebe zu Gjon's Tears und zu Plüschhund Balti. Für den freien Samstag hat sie schon Pläne geschmiedet: vormittags basteln mit Vater Jörgen, abends Chips und Kino mit Mutter Karin (die in diesem Moment zum ersten Mal davon erfährt). Anouk, so viel steht fest, weiss genau, was sie will. Ihre Lieblingsfarbe: «Blau, Lila, Rot und Gold.» Ihr Lieblingsbuch: «Frozen». Ihr Lieblingsessen: «Chips und Pommes frites». Ihre Lieblingsbeschäftigung: «zeichnen, malen, tanzen – und Jungs».

In der Schweiz sollen, wenn möglich, alle Kinder den Regelunterricht besuchen. Auch Kinder wie Anouk und auch solche mit Lernschwäche, Verhaltensauffälligkeiten oder ADHS. Das steht im Grundsatz so in der Bundesverfassung. Und das hat der Kanton Zürich 2005 mit einer klaren Mehrheit zum neuen Volksschulgesetz beschlossen. Das vermeintliche Ende der Kleinklassen war eingeläutet und Zürich damit Teil eines schweizweiten Trends: weg vom separierten, hin zum integrierten Unterricht. Das Versprechen: mehr Diversität, mehr Gleichheit, bessere Bildungschancen. Doch nun droht dieses System an der Realität zu scheitern.

Die Eltern: unzufrieden. Die Lehrer: auf den Barrikaden. Die Bevölkerung: dagegen. Und die Bildungspolitik: ratlos. Das ist der Status der integrativen Schule. Er lässt sich – nicht nur im Kanton Zürich – in einem Wort umschreiben: Dauerkrise. In Basel will eine Volksinitiative der Integration ein Ende bereiten. In der Waadt wurde eine Regierungsrätin auch im Zusammenhang mit solchen Bestrebungen abgewählt. In Nidwalden erklärte die SVP «Problem-Schüler» zum Wahlkampfthema. Und in Zürich zeigte Anfang Jahr eine Umfrage im Auftrag der NZZ, dass eine deutlich Mehrheit der Stimmberechtigten für die Rückkehr zu den Kleinklassen ist.

In Anouks Schullaufbahn lief auf den ersten Blick vieles gut. Sie besuchte eine integrative Kita und danach neun Jahre lang den Regelunterricht in der Volksschule. Während dieser Zeit hatte sie fast immer eine Heilpädagogin oder eine pädagogische Mitarbeiterin an ihrer Seite, die sie eins zu eins betreute und ihr eine massgeschneiderte Unterstützung im Unterricht bot. Doch so einfach und konfliktfrei, wie das heute klingt, war es nicht. Schon vor dem ersten Übertritt von der Kita in den Kindergarten hätten die Behörden die Integration infrage gestellt. So erzählen es Anouks Eltern. Was folgte, war ein bürokratischer Hindernislauf, der die Familie zwischen Schule, Gemeinde, Kinderärztinnen und Schulpsychologen hin und her trieb. Nur dank der Unterstützung eines engagierten Schulleiters habe die Gemeinde schliesslich die nötigen Gelder gesprochen.

Die wütende Heilpädagogin

Der Kampf um Ressourcen, die Überlastung der Lehrpersonen, der Flickenteppich an Bestimmungen – die Familie Åström hat die Hürden des integrativen Unterrichts in den letzten Jahren kennengelernt. Vater Jörgen sagt: «Warum muss das alles so verdammt schwierig sein?» Es ist eine Frage, die Heilpädagoginnen, Lehrer und Erziehungswissenschaftlerinnen umtreibt. Die einen fordern mehr



Stellen und mehr Personal, die anderen verorten ein tiefer liegendes Problem im Schulsystem. Eine einfache Antwort findet niemand.

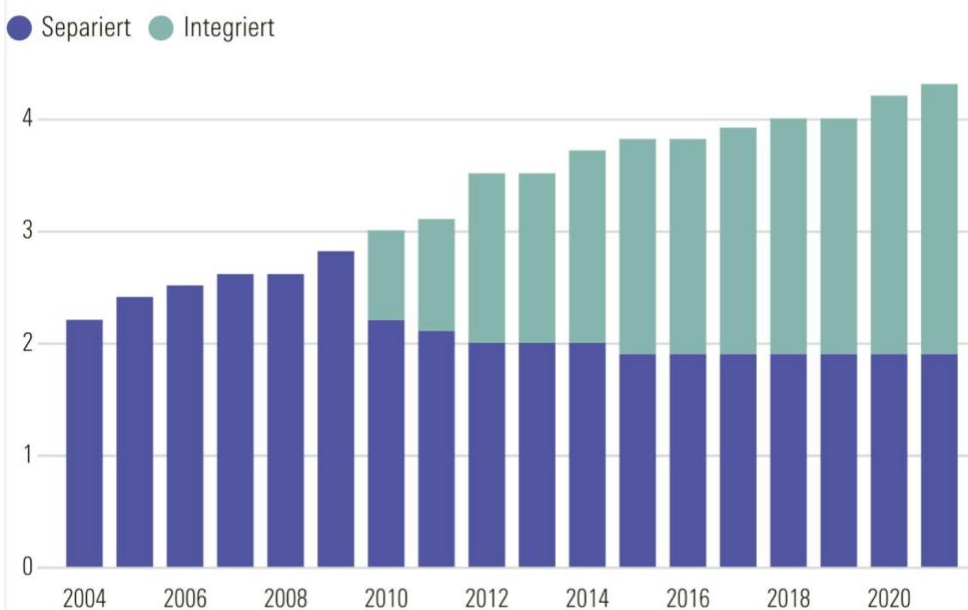
Maria Müller kann die Wut in ihrer Stimme nicht unterdrücken. Seit über 20 Jahren ist sie Heilpädagogin in einer Zürcher Landgemeinde und sagt: «25 Kinder pro Klasse, sieben von ihnen auffällig – und ich bin nur einen halben Tag pro Woche da. Wie, bitte, soll das gehen?» Maria Müller heisst eigentlich anders. Sie ist überzeugt, dass sie Probleme mit ihrer Schulgemeinde hätte, wenn herauskäme, dass sie die Zustände im Unterricht öffentlich kritisiert. Aber sie kann nicht anders. «Wir haben zu grosse Klassen, zu wenige Heilpädagogen und zu wenig Zeit mit den Kindern», sagt Müller. «Es macht mich einfach hässig!»

Da ist sie nicht die Einzige: Was sie kritisiert – überlastete Lehrpersonen, zu wenig Unterstützung bei der Integration –, das kritisiert auch der kantonale Lehrerinnen- und Lehrerverband ZLV. Und was sie fordert – «mehr Ressourcen!» –, das fordert auch der Verband. Wofür es diese braucht? Müller, die vor allem auf Kindergartenstufe arbeitet, zählt auf: «Die einen Kinder können kein Deutsch, die anderen kennen von zu Hause keine Regeln, null. Andere wissen nicht, wie man Spiele spielt. Dann gibt es die, die sich nicht selbst anziehen können oder noch in den Windeln kommen.» Müller holt kurz Luft, ringt um Fassung. Dann sagt sie ganz ruhig: «Die Politiker und die Verantwortlichen in der Verwaltung, die haben keine Ahnung, was das für ein Aufwand ist. Und wie die Anforderungen an uns in den letzten Jahren gestiegen sind.»

Integrativer Unterricht, findet Müller, könnte durchaus funktionieren. Aber nicht so, wie er gegenwärtig aufgestellt sei. Das heutige System werde schöneredet, um eine Rückkehr zu den Kleinklassen zu verhindern. «Die Integration wird um jeden Preis durchgewürgt – aber bei den Mitteln dafür spart man», sagt Müller. Es fehle schlicht an Personal. «Ich bin nur einen Morgen pro Woche da, den Rest der Zeit muss die Klassenlehrerin mit den schwierigen Kindern auskommen. Die ist aufgeschmissen – keine Chance!

Mehr Sonderschüler, aber weniger Sonderklassen

Sonderschulungsquote nach Schultyp, in Prozent



Jeweils für das im angegebenen Jahr begonnene Schuljahr.

QUELLE: BILDUNGSTATISTIK KANTON ZÜRICH

M77 / 2021

Doch ist mehr Geld wirklich die Lösung für die Krise der integrativen Schule? Das Problem der integrativen Schule lässt sich in zwei Grafiken zusammenfassen. Die eine (rechts unten) sieht aus



wie eine Ziehharmonika: bei den Extremen weit auseinander und dazwischen zusammeknautscht. Die Grafik zeigt die Anzahl Kinder, die an Zürcher Schulen sonderpädagogisch gefördert werden, von 2004 bis heute. Zu Beginn sind es viele, fast 8000, die meisten von ihnen in einer Kleinklasse. Dann, mit der Einführung der integrativen Schule, nimmt die Anzahl Kleinklässler bis 2010 rasant ab. Sie werden in die Regelschulen integriert, und es scheint, als sinke damit auch der Förderbedarf.

Dann beginnt die Trendwende. Während die Anzahl Sonderschüler und Kleinklässler stabil bleibt, explodiert die Anzahl geförderter Kinder in den Jahren darauf wieder, bis sie im vergangenen Schuljahr das Niveau von 2004 erreicht. Der Grund: Die Zahlen der Unterstützung beim integrativen Unterricht explodieren.

Und nicht nur das: Wenn man sich nur die Kinder mit Sonderschulstatus anschaut – also jene, die besonders viel Förderung brauchen –, ist das Bild noch extremer. Zwar sind heute weniger von ihnen in Sonderschulen als noch 2004. Doch weil auch immer mehr Schüler in normalen Klassen als Sonderschüler gelten und entsprechende Leistungen erhalten, sind Kosten und Betreuungsaufwand in den letzten zwanzig Jahren konstant gestiegen.

Der nachdenkliche Lehrer

Eine Welle an teuren Sonderschülern, die hoch und höher wird: Das ist die andere Grafik (rechte Seite, unten links), die für ein Problem steht, das die Zürcher Bildungspolitik seit der Einführung der integrativen Schule nicht in den Griff bekommt. Der Grund dafür ist laut Experten nicht eine Zunahme an tatsächlichem Förderbedarf, sondern die Überforderung der Lehrpersonen: Weil sie im Unterricht an ihre Grenzen geraten, beantragen sie Sonderschulleistungen, wo sie nur können. Und manche beginnen ganz am integrativen System zu zweifeln. Einem System, in dem gerne und oft nach mehr Geld gerufen wird, grundlegende Reformen aber als tabu gelten.

David Bilkei will nicht missverstanden werden. Der Zürcher Lehrer – seit 12 Jahren dabei, einst als Quereinsteiger gestartet – wählt seine Worte mit Bedacht. Er sei nicht gegen integrativen Unterricht, sagt er. Er habe als Lehrer an einer Schule mit vielen geförderten Kindern selbst erlebt, dass es funktionieren könne. Aber es sei herausfordernd. Denn: «Bei allen Kindern in Regelklassen – ob förderbedürftig oder nicht – fehlen oftmals grundlegende Kompetenzen, ohne die Lernen gar nicht stattfinden kann.» Die Unfokussierten, die nicht zuhören; die Verträumten, die sich nicht konzentrieren können; die Sensiblen, die Kritik nicht annehmen können: Auch ohne Kinder mit diagnostizierter Lernschwäche oder Verhaltensauffälligkeit sei der Lehrberuf ein Balanceakt zwischen den unterschiedlichsten Bedürfnissen. «Aber statt dass man fragt: <Wie viel Integration ist in diesem Kontext möglich?>, stellt man das Prinzip über alles und überlegt erst danach, ob und wie man es überhaupt umsetzen kann», sagt Bilkei.

Für Bilkei ist die gegenwärtige Krise der integrativen Schule nur ein Symptom für ein tiefer liegendes Problem. Denn der Aufstieg der integrativen Förderung in Zürcher Schulen fällt mit einem zweiten Trend zusammen: einer eigentlichen Revolution des Unterrichtsstils und der Lehrerrolle. In dieser modernen Schulwelt sind die Lehrer in Bilkeis Erfahrung weniger Führungsfiguren als «Lerncoaches», findet der Unterricht selbstorganisiert statt, werden Konflikte nicht durch die Androhung von Konsequenzen gelöst, sondern «lösungsorientiert». Das heisst für den Lehrer: Statt der Klasse vorzustehen, ist er quasi ihr Lernberater. Und für die Schüler heisst es: Statt dass ihnen Wissen konsequent vermittelt wird, müssen sie es sich selbständig aneignen.

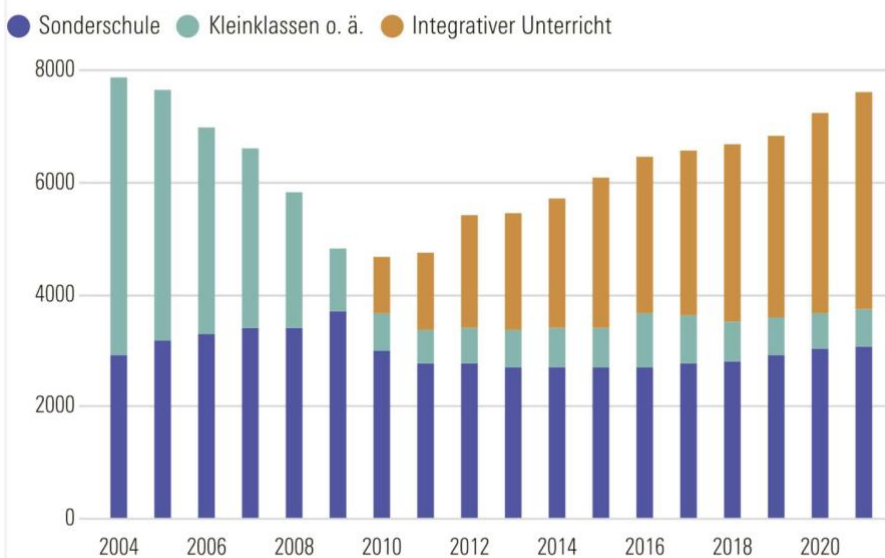
«Die Verantwortung für das Lernen wird in modernen pädagogischen Modellen an die Kinder delegiert», kritisiert Bilkei. Zwar begrüsst er die Idee, dass Lernfreude und Leistungswille durch Ermutigung aktiviert statt von oben verordnet werden sollen. Doch reiche das eben oft nicht zum Erreichen der Lernziele. Gerade an Kindern mit Förderbedarf zeige sich das. Sie seien mit der Selbständigkeit oftmals überfordert, brauchten, um in der Regelklasse zu bestehen, klare Anleitung. Und klare Grenzen. «Die Integration ist nicht das Problem», sagt Bilkei. «Es sind die richtigen Rahmenbedingungen, die fehlen.» Ohne einen Systemwechsel – mit stärkerer Klassenführung, mehr Verbindlichkeit und damit auch einer klareren Hierarchie im Klassenzimmer – könne der integrative



Unterricht nicht umgesetzt werden, meint Bilkei. Er selbst hat nur begrenzte Hoffnung auf einen solchen Kulturwandel. Im Sommer wird David Bilkei deshalb seine Stelle als Lehrer aufgeben. Für die Zürcher Bildungsdirektion ist ein Fall wie Bilkei ein Problem. Der Lehrermangel ist ohnehin schon akut, der Kanton muss Kündigungen tunlichst vermeiden. Die Bildungsdirektorin Silvia Steiner schlägt als Lösung des Problems sogenannte Schulinseln vor. Verhaltensauffällige Kinder könnten dort innerhalb des Schulhauses eine Auszeit nehmen, ohne dass ihnen gleich ein Sonderschulstatus aufgedrückt würde, sagte sie kürzlich der NZZ. Die Lehrpersonen hätten damit ein Mittel, um rasch und flexibel auf schwierige Situationen zu reagieren. Das sorge für Entlastung. So schnell wie grosse Teile der Bevölkerung wollen die Behörden die integrative Schule also nicht aufgeben. Dabei berufen sie sich auf die im Gesetz verankerte Gleichstellung von Behinderten – und auf die Wissenschaft.

Weniger Kleinklassen, mehr Integration

Anzahl Schülerinnen und Schüler nach Art der sonderpädagogischen Massnahme



Jeweils für das im angegebenen Jahr begonnene Schuljahr.

Die hoffnungsvolle Expertin

Fragt man Elisabeth Moser Opitz nach der Zukunft der integrativen Schule, erzählt sie erst einmal von deren Vergangenheit. Moser Opitz – Professorin für Erziehungswissenschaft an der Universität Zürich – sagt, dass ein Blick auf die Anfänge der Integration in den 1980ern auch die derzeitige Debatte erhellen könne. Damals schrumpften die Schülerzahlen stark. «Weil die Aufhebung von Klassen drohte, haben die Schulen damals in einigen Teilen der Schweiz begonnen, Kinder mit Schwierigkeiten bei sich zu behalten», sagt Moser Opitz. Die Folge: weniger Kinder in Sonderklassen. «Und so schickte man die ehemaligen Lehrpersonen der Sonderklassen in die Regelschulen, um die Kinder dort zu unterstützen.» Wie von allein war der integrative Unterricht entstanden.

Für die Professorin zeigt das: Integration ist in der Schweizer Schule nicht neu, sondern ein bewährtes System, das auch heute insgesamt noch funktioniere. «Die Forschung zeigt klar: Kinder mit Lernschwächen und leichten geistigen Behinderungen lernen im integrativen Unterricht mehr als in der Kleinklasse.» Die Professorin zählt Studie um Studie auf: Schülerinnen und Schüler, die integriert wurden, erreichen demnach höhere Bildungsabschlüsse – und als Folge davon auch höhere Löhne – als vergleichbare Kinder in der Kleinklasse. Und dem Lernerfolg der anderen Kinder schadet die Integration erst, wenn ein Kipppunkt erreicht ist und der Anteil von Schülern mit Schwierigkeiten 15 bis 20 Prozent beträgt. Erst wenn es mehr sind, drückt die Integration also auf das Niveau der ganzen Klasse.



Moser Opitz findet: «Viele Lehrpersonen sind überlastet und fühlen sich alleingelassen. Aber die Lösung ist nicht die Einführung von Kleinklassen, das verschiebt das Problem nur.» Eine Haltung, mit der sie im Widerspruch zu grossen Teilen der Bevölkerung steht. Doch auch Moser Opitz meint, es gebe beim heutigen System durchaus Handlungsbedarf. Integration gelinge nur, wenn die Lehrpersonen besser unterstützt würden und es Möglichkeiten zur temporären Separation gebe, sagt sie.

Wichtig sei ausserdem, dass die Mittel gezielter eingesetzt würden. So wie in Luzern, wo die Professorin kürzlich die schulische Integration evaluiert hat. Dort wird die Klassengrösse angepasst, wenn Kinder mit erhöhtem Bildungsbedarf integriert werden. Zudem stehen gemessen an der Schülerzahl mehr Heilpädagogikstunden zur Verfügung als in Zürich. Das Resultat: «Die integrative Schulung ist insgesamt recht gut akzeptiert.» Gleichzeitig werden bei Schülern mit besonders grossem Förderbedarf die Unterstützungsanträge von einer zentralen Stelle geprüft – anders als in Zürich, wo das nicht kantonal erfolgt. Die Folge: In Luzern steige die Sonderschulquote nicht an, sondern bleibe seit Jahren etwa gleich. Statt die grosse Revolution zu versuchen, solle man sich an Beispielen orientieren, in denen es gut läuft. Das, glaubt die Expertin, ist die beste Reaktion auf die gegenwärtige Kritik an der integrativen Schule.

Die Schere geht auf

Wie Moser Opitz bemängeln auch Anouks Eltern den Föderalismus im Zürcher Bildungssystem. Mutter Karin spricht von einer «Lotterie»: Integration hänge heute davon ab, wer in der Schulleitung oder im Gemeindehaus sitze. «Ich kenne Leute, die sind umgezogen, weil es in ihrer Gemeinde nicht funktioniert hat», sagt sie. «Das darf doch nicht sein.» Vater Jörgen sagt: «Es fehlt eine gemeinsame Strategie fürs gesamte Land.» Nach neun Jahren Integration ziehen die Eltern ein durchgezogenes Fazit. Trotz Eins-zu-eins-Betreuung, trotz grosser Unterstützung in der Schule. Anouk sei durch die ständige Begleitung der pädagogischen Mitarbeiterin quasi «in der Integration separiert anstatt inkludiert» gewesen, sagen sie. Die Klassenlehrpersonen standen selten im direkten Kontakt mit Anouk.

Seit letztem Sommer besucht Anouk nun die Heilpädagogische Schule Uster. Die Familie hat erlebt, was viele Betroffene erzählen: Je älter ein Kind wird, je näher der Übertritt in die Oberstufe rückt, desto schwieriger wird die Integration. «Die Schere ist irgendwann aufgegangen», sagt Mutter Karin. Die gleichaltrigen Mädchen hätten völlig andere Interessen, seien geistig, sozial und körperlich auf einem anderen Entwicklungsstand als Anouk. Deshalb sagt sie, die Befürworterin des integrativen Unterrichts: «Die Separation stimmt heute so für uns.»

Die Eltern glauben dennoch weiter an den integrativen Unterricht. Die Zeit in der Regelklasse sei wertvoll gewesen. Anouk habe enorm viel gelernt. Die anderen Kinder waren für sie Zugpferde beim Schreiben, Lesen, Rechnen, aber auch in der sozialen Interaktion. Doch auch die Klasse habe von Anouk profitiert, sind sie überzeugt. «Sie haben erfahren, dass Menschen anders sein können, und dadurch Toleranz und Respekt entwickelt», sagt Vater Jörgen.

Wie man den Schulalltag für Kinder und Eltern, Lehrpersonen und Heilpädagoginnen verbessern könnte, finden auch Åströms schwierig zu beantworten. «Wir haben auch kein Rezept für eine gelungene Integration», sagt Mutter Karin – und spricht damit der gesamten Zürcher Bildungspolitik aus der Seele.

Die Kleinklasse ist die Ausnahme

sgi. · Kann ein Kind dem regulären Unterricht nicht ohne Hilfe folgen, gibt es zwei Möglichkeiten: Es wird in einer separaten Klasse unterrichtet, oder es erhält Unterstützung, die in den regulären Unterricht integriert wird. Je nach Schwere der Beeinträchtigung gibt es dafür verschiedene Gefässe. Ist ein Kind im Unterricht nur leicht beeinträchtigt, erhält es in der Regel Hilfe durch die reguläre Lehrperson und bleibt in seiner Klasse. Ist ein Kind stark beeinträchtigt, erhält es den



Sonderschulstatus. Damit kann es entweder separiert in einer Sonderschule oder integriert in einer Regelklasse gefördert werden, wofür die jeweilige Schule Zusatzmittel vom Kanton erhält.

Die grösste – und umstrittenste – Gruppe sind die Kinder dazwischen: jene mit einer mittelschweren Beeinträchtigung, die zu schwierig für die Klassenlehrerin, aber zu wenig ernst für den Sonderschulstatus ist. Dazu gehören etwa eine Lernschwäche oder gröbere Verhaltensauffälligkeiten, zum Beispiel ausgelöst durch ADHS. Diese Kinder bleiben in der Verantwortung der Regelschule, erhalten jedoch ebenfalls sonderpädagogische Unterstützung. Diese kann separiert in Form von Unterricht in Kleinklassen oder integriert durch den Besuch von schulischen Heilpädagogen erfolgen.

In Zürich entscheidet jede Schulgemeinde selbst, welches Modell sie wählt, und erhält dafür vom Kanton einen Pauschalbetrag. Nur sechs Gemeinden haben sich für das Modell Kleinklasse entschieden – vorwiegend solche wie Regensdorf oder Dietikon in der weniger wohlhabenden Agglomeration von Zürich.

Erfolgreicher in der Kleinklasse

Tages-Anzeiger, 10.5.2023, Debatte, Leserbrief

«*Tages-Anzeiger*» vom 4.5. «*Behindertes Kind darf nicht separiert werden*»

Die Bocksprünge, welche die Zürcher Bildungspolitik unternimmt, werden nicht besser, wenn sie noch auf Gerichtsentscheide abgestimmt werden müssen, die ebenfalls jeglicher heilpädagogischer Kompetenz entbehren. Was da unreflektiert unter Integration gefordert wird, ist im Grunde Separation: Geistig behinderte Kinder müssen regelmässig Einzelunterricht erhalten, weil sie in der Regelschule überfordert sind. Ist der erwähnte Knabe schon 16 Jahre alt, wenn er die sechste Klasse beendet hat, dann wurde er entweder zu spät eingeschult oder hat dreimal repetiert (wenn das nicht eine Diskriminierung ist) und dennoch das Lehrziel nicht erreicht. Nun wird er noch in die Sekundarschule befördert, wo er weiterhin «mit grosser Freude zur Schule kommt» (Klassenassistentin), aber noch weiter abseits steht als zuvor. So geht laufend wertvolle Unterrichtszeit verloren, in welcher der Knabe auch das Recht gehabt hätte, in einer speziellen Kleinklasse auf heilpädagogischer Grundlage gefördert zu werden. Da hätte er selber sichtbare Erfolgserlebnisse, würde nach seinen Möglichkeiten ertüchtigt und darauf vorbereitet, im künftigen Leben echt integriert zu sein.

Peter Schmid, Frauenfeld



Integrative Schule statt Kleinklassen

NZZ, 15.5.2023, Meinung & Debatte, Leserbriefe

Seit möglichst alle Schülerinnen und Schüler eine Regelklasse besuchen sollen, gibt es Gewinner und Verlierer. Dies legt die breit aufgefächerte Reportage in der NZZ offen.

Wer aber dem integrativen Schulsystem bedingungslos das Wort spricht, verschliesst sich dessen grundlegenden Problemen. Der Zürcher Lehrer David Bilkei kennt sie aus seinem Berufsalltag nur zu gut und scheut sich nicht, sie beim Namen zu nennen.

Kinder und Jugendliche mit speziellen Bedürfnissen tun sich besonders schwer mit dem neuen Rollenbild ihrer zu Lerncoaches herabgestuften Lehrerinnen und Lehrer. Zusätzlich befeuern neue Unterrichtsformen wie das selbstorganisierte Lernen diese an und für sich schon heikle Gemengelage und verstärken sowohl Desorientierung und Unruhe als auch Unsicherheit im Klassenzimmer. Kleinklassen aber ermöglichen einen gut geführten und klar strukturierten Unterricht, den durchwegs ausgebildete Pädagogen vermitteln. Sie bieten vor allem schwierigen und verhaltensauffälligen Kindern eine reelle Chance.

Als geradezu unverständlich ist daher die Behauptung der Erziehungswissenschaftlerin Elisabeth Moser Opitz zu taxieren, Kleinklassen würden Probleme nur verschieben, nicht aber lösen. Dem ist nur eines, dies aber ganz entschieden entgegenzuhalten: Wird die Wiedereinführung von Kleinklassen weiterhin tabuisiert, bleiben in erster Linie Schüler mit Verhaltensproblemen auf der Strecke.

Das macht sie definitiv zu Verlierern, und das macht sich schlecht für eine Volksschule, die für alle nur das Beste will.

Max Knöpfel, Pfäffikon (ZH)

Resilient sein – aber gegen was?

Journal 21, 13.5.2023, Carl Bossard

Es gibt Begriffe, die kommen und gehen. Hell leuchten sie am Wörterhimmel und verglühen bald wieder: flinke Modeparolen mit kurzer Karriere. Neu aufgetaucht ist der Ausdruck der Resilienz – als sprachlicher Reflex auf aktuelle Krisen? Ein Klärungsversuch.

Resilienz ist in vieler Munde; man hört das Wort bald überall: Unsere Kinder sollten in der Schule resilient werden, und wir Erwachsenen müssen es gegen Fake-News sein. Von jeder Fussballmannschaft wird Resilienz gegen emotionalen Stress aus Rückschlägen verlangt. Selbstverständlich haben auch unsere Schweizer Seen im Wandel des Ökosystems Resilienz zu entwickeln.¹ Ebenso zwingend ist natürlich die finanzielle Resilienz des Staates!² «Resilienz wird zur Kernkompetenz», meint die Frankfurter Allgemeine Zeitung FAZ.³ Und dass es Resilienz-Trainerinnen und eine universitäre Resilienzforschung gibt, überrascht wohl niemanden – dies im «Zeitalter der Resilienz» wie Jeremy Rifkins Buch von 2022 heisst – mit dem Untertitel «Leben neu denken auf einer wilden Erde».

¹ Seen im Wandel. Flyer der Tagung «Vereinigung der kantonalen Fachleute für Gewässerbiologie und -chemie» vom 14./15.06.2022 in Romanshorn.

² Hans-Rudolf Merz/Kaspar Villiger: Die finanzielle Resilienz des Staates zahlt sich aus. In: NZZ, 02.12.2021, S. 18

³ Horst Wildemann: Resilienz wird zur Kernkompetenz. In: FAZ, 16.05.2022, S. 18



Resilienz als seelische Widerstandskraft

Widerstandsfähig werden und innere Stärken entwickeln, sagte man früher; resilient sein heisst das heute. Doch was bedeutet der Begriff konkret? Am leichtesten lässt er sich über die Physik oder über Werkstoffe erklären: Es ist die Fähigkeit von Materialien, nach Verformungen und Deformationen wieder in die ursprüngliche Form zurückzukehren, wie das beispielweise ein Gummi tut. Das lateinische Wort «resilire» heisst so viel wie «abprallen» oder «zurückspringen» in den Ursprungszustand.

Übertragen bedeutet Resilienz seelische Widerstandskraft: Es ist die Fähigkeit eines Individuums, Krisen und persönliche Rückschläge so zu bewältigen, dass es daran nicht zerbricht, sondern daraus vielleicht sogar gestärkt hervorgeht – durch Rückgriff auf persönliche und sozial vermittelte Ressourcen. Es ist eine Art psychischer Robustheit oder der Glaube an die eigene Stärke und daran, dass ich eine bestimmte Situation selber bewältigen und lösen kann. Die Forschung spricht von Selbstwirksamkeit.

Literarische Vorbilder

Wir kennen viele solcher Geschichten und Schicksale von resilienten Menschen; sie haben Schweres erlebt und sind daran doch nicht zerbrochen. Zu ihnen gehört beispielsweise der österreichische Psychiater und Begründer der Logotherapie, Viktor E. Frankl (1905–1997). Er überstand vier Konzentrationslager, darunter Auschwitz. Bekannt geworden ist er u. a. durch sein Buch «... trotzdem Ja zum Leben sagen: Ein Psychologe erlebt das Konzentrationslager». Nicht umsonst schreibt der deutsche Soziologe Heinz Bude vielen Personen, die einen Krieg durchgestanden haben, eine hohe Resilienz zu.⁴ Oder eine «Trotzmacht des Geistes», wie Frankl diese Widerstandskraft gedeutet hat.

Aus der Literatur kennen wir Astrid Lindgrens Pippi Langstrumpf, Erich Kästners Emil oder Oliver Twist bei Charles Dickens. Es sind widerstandsfähige junge Menschen – darum Vorbild vieler Generationen. Auch die meisten Märchen sind Resilienz-Geschichten, so Aschenputtel und die Bremer Stadtmusikanten. Oder die biblische Erzählung von Josef. Seine Brüder verkauften ihn als Sklaven nach Ägypten; dort stieg er am Hof des Pharaos zum Minister auf. Er bewältigte sein bitteres Los.

Beziehung als Motor der individuellen Entwicklung

Was aber macht Menschen widerstandsfähig oder eben resilient? Das interessierte auch die Wissenschaft. In den 1950er-Jahren starteten die US-amerikanische Psychologin Emmy Werner und ihr Team auf einer hawaiianischen Insel eine Langzeitstudie. Während vierzig Jahren untersuchten sie gegen 700 Kinder eines Jahrgangs und begleiteten sie ins Erwachsenenalter. Ein grosser Teil von ihnen hat in der Jugend bittere Sorgen erlebt, etwa einen Elternteil oder eine wichtige Bezugsperson verloren oder auch schwere Krankheiten in der Familie durchgemacht. Rund ein Drittel der Risikokinder führte trotz schlechter Startchancen ein gutes und erfülltes Leben.

Woran das gelegen hat? Als Kinder hatten diese Erwachsenen feste Bezugspersonen. Das war der entscheidende Faktor. Die stabilen sozialen Kontakte vermittelten ihnen Sicherheit und Vertrauen und förderten ihre Autonomie. Das mussten nicht die Eltern sein; es konnte auch die Lehrerin oder der Trainer im Sportverein sein. Beziehung, so das Fazit der Studie, ist der Motor der individuellen Entwicklung.

Am Widerstand eines Gegenübers wachsen

Genau das bestätigt auch die heutige Bindungsforschung. Die Qualität der Beziehungen zu primären Bezugsfiguren sei einer der stärksten Prädiktoren für die soziale, emotionale und kognitive Entwicklung von Kindern, heisst es. «Eine sichere, bindungsartige Beziehung [wirkt] allen bisherigen Erkenntnissen zufolge entwicklungsfördernd.»⁵ Wie grundlegend diese Beziehungen im

⁴ Elena Witzeck: Warum seid ihr so enttäuscht? In: FAZ, 24.03.2013.

⁵ Henri Julius (2021): Bindungsgeleitete Interventionen. Das CARE-Programm. Msc. unpubl., S. 10.



Unterricht sind, zeigt auch John Hatties grosse Analyse: In der guten Lehrer-Schüler-Beziehung liegt einer der stärksten schulischen Wirkfaktoren. Kinder können am Du des pädagogischen Gegenübers, auch an seinem Widerstand wachsen und stark werden – und so Resilienz erfahren.

Für die Schaffung von Resilienz gibt es keine Algorithmen

Ein Imperativ bricht sich Bahn: die forcierte Forderung nach Resilienz. Vielleicht haben die gegenwärtigen Krisen von Corona-Pandemie, Ukrainekrieg und Klimawandel, von Finanzen und Lieferketten das Wort so aktuell werden lassen. Es beinhaltet die Fähigkeit, Schock- und Stressereignissen zu widerstehen und sich in Zeiten des radikalen Wandels durch eigene Veränderung zu behaupten.

Doch für die Schaffung von Resilienz gibt es keine Algorithmen. Selbst der Begriff ist unklar. Nur eines weiss man recht genau: Für die spätere seelische Widerstandskraft sind Bindungen wichtig. Menschliche Entwicklung vollzieht sich ganz wesentlich im Kontext von Beziehungen. Das gilt insbesondere für die frühe und mittlere Kindheit. In diesem Lebenszyklus entwickeln sich Bindungen; die Abhängigkeit von Beziehungen ist hier am grössten. Ihnen ist Sorge zu tragen, wenn Resilienz mehr als ein flinkes Modewort sein will.

Schule entfernt sich vom Kernauftrag

St. Galler Tagblatt/CH Media, 12.5.2023, Mario Andreotti

Zu wenig Lehrerinnen und Lehrer - ein Gastkommentar zu den «wahren Gründen».

Landauf, landab sind Schulpräsidenten und Schulleiter fast verzweifelt daran, für das neue Schuljahr Lehrkräfte zu suchen. Dem Kanton St. Gallen fehlen zurzeit rund 120 Lehrerinnen und Lehrer. Was Kritiker der überstürzten Bildungsreformen schon längst vorausgesagt haben, ist nun eingetreten: ein Lehrermangel enormen Ausmasses, der Schulbehörden und Schulleiter immer häufiger zwingt, an unseren Volksschulen Personen in die Klassenzimmer zu holen, die sich entweder noch im Studium an einer Pädagogischen Hochschule befinden oder sonst wie weder fachlich noch pädagogisch-didaktisch genügend ausgebildet sind.

Dabei werden für den Lehrermangel vonseiten der Behörden und Bildungsexperten mehrheitlich Gründe genannt, welche die wahren Ursachen verschleiern. Es ist von zu tiefen Einstiegsgehältern, von zu grossen Klassen, von steigenden Schülerzahlen, von zunehmender Teilzeitarbeit der Lehrkräfte und dergleichen mehr die Rede. Das mag ja alles stimmen.

Doch die eigentlichen Gründe für den akuten Mangel an Lehrkräften liegen anderswo. Seit einiger Zeit brodelt es in verschiedenen Schulen, weil Schulbehörden, aber auch Schulleiter den Lehrkräften in teilweise forscher Gangart Lernkonzepte verordnen wollen, die sich am Lehrplan 21 orientieren. Die Lehrkräfte werden dazu in Weiterbildungskurse geschickt, um auf ihre neue Rolle als Coaches oder Lernbegleiter getrimmt zu werden. Zudem werden sie kontrolliert und evaluiert, mit Lernberichten, Beobachtungsbögen, Protokollen und Koordinationssitzungen belastet, sodass sie kaum mehr zum Unterrichten kommen, geschweige denn Zeit für den menschlichen Kontakt mit den Schülern finden.

Trotz ihrer mehrjährigen Hochschulausbildung traut man ihnen nicht mehr zu, den Unterricht selbstständig zu organisieren. Es braucht dazu noch Lernberater, Schulentwickler, Evaluatoren, Supervisoren und Instruktoeren, die in erster Linie zu kontrollieren haben, ob die einzelnen Lehrkräfte in ihr Raster passen. Der Lehrerberuf ist im Begriff, massiv abgewertet zu werden. Bis anhin organisierten und erteilten die Lehrkräfte den Unterricht und genossen dabei, im Rahmen des Lehrplans, Methodenfreiheit. Sie leiteten die Geschehnisse ihrer Klassen und wurden von administrativem Krimskrams oft verschont, sodass sie sich vollumfänglich ihrer Hauptaufgabe, dem Unterrichten,



widmen konnten. Heute haben die Lehrkräfte nach dem Lehrplan 21 zu unterrichten, der auf 470 Seiten über 2000 Kompetenzstufen auflistet.

«Überfüllte Klassen, integrativer Unterricht, viel Administration – verwundert es noch, dass Lehrkräfte die Freude verlieren?»

Die einst hochgehaltene Methodenfreiheit ist nur noch Theorie. Der Frontalunterricht, der nachgewiesenermassen die besten Lernergebnisse brachte, ist vollkommen verpönt. An seine Stelle tritt «selbstorganisiertes Lernen», bei dem die Schüler ihren Lernprozess weitgehend selber steuern sollen und die Lehrperson nur noch als Coach, als Lernbegleiter an der Seiten-Linie den Lernprozess begleitet. Zu all dem beklagen sich die Lehrkräfte zunehmend über die mangelnde Wertschätzung ihrer Arbeit durch die Öffentlichkeit. Überfüllte Klassen, integrativer Unterricht und ständig neue administrative Aufgaben tragen dazu bei, dass bei den Lehrkräften das Gefühl fehlender Anerkennung für ihre verantwortungsvolle Lehrtätigkeit und Erziehungsarbeit entsteht. Verwundert es da noch, dass unter solchen Bedingungen immer mehr Lehrkräfte die Freude am Beruf verlieren?

Will man dem jetzigen Lehrkräftemangel erfolgreich begegnen, so muss sich neben attraktiveren Rahmenbedingungen, zu denen unter anderem mehr Lohn sowie kleinere Klassen zählen mögen, die Unterrichtsform selber tiefgreifend ändern. Aus den Lernateliers müssen wieder Klassenzimmer, aus dem «selbstgesteuerten Lernen» muss ein Klassenunterricht und aus dem reinen Lernbegleiter eine Lehrperson werden, die sich in der Beziehung zu ihren Schülern souverän einbringen kann, ohne dauernd durch unergiebigere Evaluationen und fragwürdige Reformen von ihrem Kernauftrag abgelenkt zu werden.

Nur so lässt sich wieder ein solides Bildungsfundament aufbauen, was umso dringlicher ist, als heute 40 Prozent der Schüler die minimalen Grundkompetenzen in Mathematik nicht erreichen und als jeder fünfte Schüler die Volksschule ohne genügende Kompetenzen im Lesen und Schreiben verlässt. Nicht zuletzt muss den Lehrerinnen und Lehrern vonseiten der Öffentlichkeit, vor allem der Eltern und der Schulbehörden, wieder jene Wertschätzung entgegengebracht werden, die heute viele vermissen lassen. Das wären die besten Voraussetzungen, um weiterhin geeignete Männer und Frauen für den Lehrerberuf zu gewinnen und sie auch längerfristig in diesem Beruf zu halten.

Mario Andreotti

Dozent für Neuere deutsche Literatur und Buchautor, ehemaliger Gymnasiallehrer



Veranstaltungshinweis

Sind der schulischen Integration Grenzen gesetzt? Eine Standortbestimmung

Vortragsreihe Pädiatrie, Schule & Gesellschaft, Mittwoch, 14. Juni 2023

Referenten

Raymond Diebold (Sekundar- und
Berufsschullehrer, Zürich)

Dr. Beat Kissling (Lehrer, Erziehungswissenschaftler
& Psychologe, Zürich)

Einführung

Dr. med. Andreas Würmli (Präsident Ostschweizer
Kinderärzte)

Ort und Datum

Mittwoch, 14. Juni 2023, 18.30 – 20.30 Uhr

Ostschweizer Fachhochschule,
grosser Plenarsaal Parterre,
Rosenbergstrasse 59
9000 St. Gallen



VORTRAGSREIHE
PÄDIATRIE, SCHULE & GESELLSCHAFT

**Sind der schulischen Integration
Grenzen gesetzt?
Eine Standortbestimmung**

MITTWOCH, 14. JUNI 2023, 18.30 – 20.30 UHR

